

**Lara Cisneros, Gerardo, y Roberto Martínez González** (eds.): *El diablo y las máscaras. Creencias indígenas y cambio religioso en la América española. Aproximaciones históricas a un problema antropológico*. Madrid: Iberoamericana – Vervuert 2023. 250 pp. ISBN 978-84-9192-376-3.

Der Titel des Buches soll neugierig machen. Aber der Inhalt wird besser in den zwei Untertiteln ausgedrückt. Denn es geht um verschiedene historische Annäherungen an das anthropologische Problem des religiösen Wandels unter indigenen Völkern Spanisch-Amerikas infolge der christlichen Mission. Es gibt eine Vielfalt von Studien, die sich mit konkreten Aspekten dieses weiten Themas beschäftigen (z. B. mit der Guadalupe-Verehrung in Mexiko). Für diese Forschungen braucht man nicht nur historische, soziologische und kultur-anthropologische Kompetenz, sondern auch religionswissenschaftliche, philologische und „theologische“. Der Band besteht aus acht einzelnen Studien, die am Anfang

mit einer kurzen Einführung der Herausgeber und am Ende mit einer allgemeinen Bibliografie versehen werden. Geografisch beschäftigen sie sich vor allem mit dem Andengebiet und Mexiko.

In der Einführung erklären die Herausgeber ihren „Creencia“-Begriff unter Verweis auf Forschungen in diesem Bereich, die vor allem im frankophonen Raum existieren, wo viele Studien sich mit der „Croyance“ beschäftigen. Darunter verstehen sie eine geistige Haltung, die darin besteht, etwas zu behaupten und zugleich einen mentalen Vorbehalt, einen gewissen Zweifel darüber zu hegen. „Creencia“ ist dann etwas Anderes als „Wissen“, das mit Gewissheit verbunden ist. Da die „Creencia“ nur im Kopf der betroffenen Person existiert, ist es nicht so leicht zu bestimmen, ob etwas Wahres oder Falsches, oder bloß Metaphorisches damit gemeint ist. „Creencia“ ist also für die Herausgeber ein nebulöser Begriff, der den „Glauben“ im theologischen Sinne tangiert, aber aufgrund ihres unbestimmten und subjektiven Charakters wie der Unmöglichkeit, rationale Gründe dafür zu benennen, nicht mit diesem identisch ist. Es handelt sich eher um einen Bereich zwischen dem Glauben und dem „Aberglauben“. Es ist kein Wunder, dass dies den Missionaren Probleme bereitete. Nicht selten sahen sie in vielen „Creencias“ der Indigenen, die als „falsche“ Religionsformen verstanden wurden, den Teufel am Werk. Dieser brachte die Fantasie der Menschen durcheinander. So stellten sich die Missionare bei ihrer Arbeit angesichts der „Creencias“ Fragen, die als Leitmotiv dieses Buches in der Einführung thematisiert werden: „Wie konnte man erreichen, dass die Indigenen an das ihnen Gepredigte glaubten? Wie konnte man wissen, ob ihr Glaube echt oder nur vorgetäuscht war? Wie konnte man erreichen, dass sie den Glauben ihrer Ahnen aufgaben? Wie konnte man feststellen, dass ihre heterodoxen Religionspraktiken nach der Taufe von nicht-christlichen ‚Creencias‘ geprägt waren?“ (12).

Im ersten Beitrag beschäftigt sich Roberto Martínez mit dem Phänomen der „Zooförmigkeit“ oder Verwandlung post mortem in Tieren (*nanahualtin*) bei den Nauha-Völkern Mesoamerikas. Der Autor vergleicht Zeugnisse aus der ersten Missionszeit im 16. Jahrhundert mit neuen ethnografischen Forschungen und kommt zum Ergebnis, dass die *nanahualtin* Eigenschaften der Toten darstellen, die lebendigen Menschen zugeschrieben werden.

David Tavárez setzt sich mit den missionarischen Diskursen im Katechismus des Dominikaners Pedro de Feria (1567), geschrieben in der Sprache der Zapotecas (Mexiko), über den menschlichen Körper und den „Götzendienst“ auseinander. Es geht um die Strategien der Missionare beim Substitutionsprozess der alten „Creencias“ durch den christlichen Glauben. Begriffe wie „Dios“ (Gott), „pecado“ (Sünde), „idolatría“ (Göt-

zendienst) und „dnur iablo“ (Teufel) werden besonders eingeschränkt und gegen indigene Analogien abgegrenzt. In diesem Prozess bekommen die aus Thomas von Aquin und Luis de Granada übernommenen Begriffe eine eigene Prägung. Der Autor stellt fest, dass Feria im Wesentlichen mit seinem berühmten Mitbruder Bartolomé de las Casas übereinstimmt: Alle Völker hatten eine, wenn auch ungenaue, Kenntnis des wahren Gottes, und die heidnischen Bräuche waren tendenziell christliche Bräuche, wenn auch unvollkommene. Bei dieser Sicht verliert der „Götzendienst“ seine dämonologische Prägung.

Bei Alexandre C. Varella geht es um die Strategien der Missionare in den Handbüchern zur Ausrottung der Praktiken der Zauberer und Heiler im 17. Jahrhundert, in den Anden wie im Mexiko. Für den Autor geht es auch um einen ungleichen Streit zwischen eifrigen, aber unverständigen Klerikern und weisen Indigenen. Den Missionaren ging es dabei nicht zuletzt um die Unterscheidung zwischen guten, wirklich helfenden Heilern mit ihrem Wissen über indigene Medizin einerseits und abergläubischen Zauberern andererseits. In den untersuchten Werken geht es nicht so sehr um die Verfolgung konkreter Personen, sondern um die Eingrenzung der Toleranz im Rahmen der christlichen Orthodoxie.

Mit einem ähnlichen Thema, aber diesmal nur fokussiert auf das Andengebiet am Anfang des 17. Jahrhunderts, beschäftigt sich Macarena Cordero. Sie untersucht die Grenze zwischen Kontrolle und Toleranz indigener Praktiken bei den Kampagnen zur Ausrottung des nach der ersten Evangelisierung bestehenden Aberglaubens. Die Indigenen versuchten, den christlichen Glauben eigens zu interpretieren und ihren Bräuchen und ihrer religiösen Welt anzupassen. Cordero stellt fest, dass man zur Bekämpfung des Aberglaubens bzw. des „Götzendienstes“ gleichsam Gerichtsprozesse nach Art der Inquisition durchführte. Die untersuchten Quellen zeugen auch von komplexen Verhandlungen zwischen der Kirche und den Indigenen, um einen Ausgleich zwischen dem christlichen Glauben und dem indigenen Aberglauben zu finden. Das Ergebnis ist eine profunde Transformation der sozialen, politischen, wirtschaftlichen und spirituellen Strukturen der kolonialen und der indigenen Welt. Als Ergebnis der Bekämpfung der indigenen Aneignung des Christentums wurde mit kirchlichem Segen eine katholisch-indigene Volksfrömmigkeit eigener Prägung intendiert, bei der das Christentum und seine Werte die Oberhand gewinnen und reine indigene, heterodoxe Formen nicht geduldet werden sollten.

Natalia Urrea Jaque untersucht den konkreten Fall der Mestizin und Zauberin Nicolasa de Quadros, der die Inquisition Limas wegen Aberglauben und „Götzendienst“ zwischen 1728–1737 den Prozess machte. In den Akten der Verhöre gibt sie unter den Haftbedingungen Praktiken der Zauberei, Treffen mit anderen Frauen,

Missbrauch von Gegenständen des christlichen Glaubens, moralische und sexuelle Verfehlungen, Aberglauben und Pakt mit dem Teufel zu. Die Autorin zeigt auch auf, dass das harte, repressive Vorgehen der Inquisition in solchen Fällen viele Vorurteile über das Frauenbild der Zeit verrät.

Ana Karen Luna Fierros setzt sich mit der Reinterpretation und Anpassung ritueller Praktiken, die den Umgang mit Wetterphänomenen im Mexiko des 18. Jahrhunderts betrafen, auseinander. Sie stellt einen Wandel von der Betrachtung als Zaubersprüche zum reinen Aberglauben fest, der einen Pakt mit dem Teufel impliziere. Indigene Akteure übernahmen christliche Rituale, und manche Christen waren indigenen Traditionen nicht abgeneigt. Die Missionare, so die Schlussfolgerung der Autorin, transformierten die indigene Praxis durch Umbenennung und machten daraus einen dämonischen Aberglauben, der nicht toleriert werden durfte.

Enrique Normando Cruz untersucht, den Umgang der Pfarrer der Indigenen und der christlich akkulturierten Kaziken mit der Trunkenheit im argentinischen Andengebiet. Auf der einen Seite versuchten sie, dagegen vorzugehen, da die Trunkenheit mit abergläubischen Praktiken (Gespräche mit den Toten und den Göttern) verbunden war. Auf der anderen Seite versorgten sie die Indigenen mit Alkohol für die (kirchlich kontrollierte) Festkultur und profitierten auch wirtschaftlich davon.

Unter dem paradoxen Titel „Cristianos viejos, ídolos nuevos“ beschäftigt sich Adriana Rocher Salas im letzten Beitrag mit der indigenen Religiosität unter den Spaniern in der Halbinsel Yucatán der Kolonialzeit. Spanier, die in Gebieten mit einer indigenen Bevölkerungsmehrheit lebten, haben viele „Creencias“ und rituelle Praktiken dieser Gruppe übernommen. Die Kirche ging dagegen vor, aber ohne strenge Strafen, wie aus der Untersuchung der „Delikte“ hervorgeht. Offenbar wurden sie vielfach als existenzielle Hybridisierungen oder „Lebensformen“ verstanden und im Rahmen der Volksfrömmigkeit letztlich toleriert.

Wie jeder Sammelband enthält dieser auch Beiträge von unterschiedlicher Qualität. Aber alle sind lesenswert. Denn sie zeichnen sich durch die quellenfundierte Untersuchung der jeweiligen Themen an der Grenze zwischen Ethnografie, Soziologie, Religionswissenschaft und Theologie aus.

Sie stellen kaleidoskopische Annäherungen an die „Creencias“ der Indigenen Spanisch-Amerikas nach dem großen Transformationsprozess ihrer Kulturen durch christliche Mission; und sie zeigen auch, wie die Missionare versuchten, die „Creencias“ zu verstehen und im Sinne des neuen Glaubens zu kontrollieren und zu kanalisieren. Dass dies nicht ganz gelingen konnte, zeigt der synkretistische Charakter der katholischen Volksfrömmigkeit. Sie ist einerseits Ausdruck der „Weisheit des Volkes“, sich die religiösen Formen

und „Creencias“ zu holen, die man für die Kontingenzbewältigung braucht; und sie zeigt andererseits, dass die Kirche Kompromisse zwischen dem reinen Glauben und den existenziellen Bedürfnissen suchen musste.

Bessere theologische Kenntnisse hätten manchmal zu nuancierten Urteilen geführt. Aber im Allgemeinen ist den Autoren und Autorinnen Sachkenntnis im Umgang mit den Quellen zu bescheinigen. Es wäre zu wünschen, dass solche Untersuchungen auch im Hause der Theologie wahrgenommen werden, die sich leider oft vom interdisziplinären Dialog mit der Ethnografie dispensiert.

Mariano Delgado  
(mariano.delgado@unifr.ch)